

Auferstanden

Autor(en): **Stieser, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 1. April 1929.

Heft 13.

Auferstanden.

Durchs Fenster scheint der Maientag,
Ich schließe die Augenlider
Und horche — das ist Lerchenschlag!
Oh, endlich wieder!

Ich lausche, wie des Windes Hauch
Dahinrauscht durch die Zweige,
Es keimen Blüten an jedem Strauch,
Auf jedem Steige.

Da rührt mich Wonne allzumal,
Ich schließe die Augenlider —
Ich fühl es wie einen Sonnenstrahl;
Ich lebe wieder!

Es singt die Lerche noch immer fort,
Mein Herze möcht zerspringen,
Ich lasse verstummen Wort um Wort —
Und laß sie singen!

Karl Stieler.

Die Tochter des Kunstreiters.

Roman von Ferdinande v. Brackel.

17. Kapitel.

„... Müssen so wir scheiden?
Gast du nicht einen Blick für die Gespielin
Der Kindheit übrig? Keine Hand zu bieten
Der Unglücksel'gen, die du sonst geliebt?
Staubst du, ich steh' auf Rosen?“

Legner.

Jahre waren vergangen. Lilly, die kleine Lilly mit dem runden, rosigen Gesicht, hatte es auch empfunden; sie hatte das Recht dieser Jahre, die sie mündig machten und in den Besitz ihres Vermögens setzten, in Anspruch genommen.

Bis dahin war sie unter dem Schutze der Gräfin Degenthal geblieben, und die hatte nichts anderes gewöhnt, als daß es so bleiben würde, bis Lilly sich einen anderen Schutz für das Leben gewählt habe. Noch aber hatte die Erbin alle Anerbietungen dieser Art ausgeschlagen — zur stillen Befriedigung ihrer

Tante, die ihre frühere Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, ja, sie heimlich um so mehr genährt hatte, seitdem Moras Schicksal eine solche Wendung genommen. Sie brachte Lillys Abneigung gegen jede Heirat damit in Verbindung. Um so mehr überraschte und verstimmt sie daher Lillys plötzlicher Entschluß, jetzt selbständig unter dem Schutze einer alten Verwandten auf ihren eigenen Gütern zu leben — Güter, welche etwa eine Tagesreise von den Degenthalschen entfernt, in ziemlich unmittelbarer Nähe der österreichischen Hauptstadt lagen.

Was Lilly dazu bewog, vermochte die Gräfin sich nicht klar zu machen. Wie ungern sie das Mädchen aber auch aus ihrem Familienkreise scheiden sah, konnte sie ihr doch kein Hindernis in den Weg legen. Lilly besaß jene stille Zähigkeit, die keine Einwürfe beachtet. Ruhig hatte